

Oberjosbacher Dorfzeitung

Herausgeber: Förderverein 800 Jahre Oberjosbach

1866 1998
OBERJOSBACH

Ausgabe Nr: 33 / August 2009

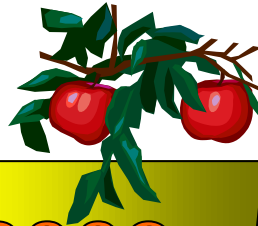
Apfel des Jahres 2010

„Die Ministerin für Umwelt, Energie, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, Silke Lautenschläger schreibt zum Apfeltag in Oberjosbach.“

Sehr geehrte Mitglieder des Hessischen Pomologenverbandes, liebe Leserinnen und Leser, der bekannte Ausspruch von Goethe „Man sieht nur, was man kennt“ lässt sich gedanklich fortsetzen: Nur was bekannt ist, kann erhalten werden. Ein Zusammenhang, der auch für unsere alten Apfelsorten gilt.

Hessen ist mit Recht stolz auf seine, die Kulturlandschaften entscheidend prägenden Streuobstwiesen und ihre Sortenvielfalt. Die teilweise jahrhundertealten Sorten haben sich an ihren jeweiligen Standorten gegen alle Widrigkeiten behauptet und bewährt. Sie sind an die klimatischen Bedingungen hervorragend angepasst und besitzen oft große Widerstandskräfte gegen Krankheiten und Schädlinge. Dazu kommen unterschiedliche Lagereigenschaften und eine enorme Geschmacksvielfalt. Eigenschaften, denen auch heute eine große Bedeutung zukommt und die es vor dem Hintergrund des sich abzeichnenden Klimawandels zu erkennen und zu sichern gilt.

Ein wichtiger Schritt dazu ist es, ein Bewusstsein für die alten, erhaltenswerten Sorten zu entwickeln und zu fördern, um zu verhindern, dass sie in Vergessenheit geraten und für immer verloren gehen. Dies gilt besonders für Sorten, die eher regionale Verbreitung besitzen und oft nur noch mit wenigen Bäumen vertreten sind. Dem Hessischen Pomologenverband danke ich für sein Engagement und seine uneigennützig



Apfeltag 2009
in Oberjosbach

20. Sep. 2009,
10.30 Uhr,
Dorfbrunnen

Dorfgemeinschafts Zentrum
Unser Kulturgut apfel
sehen schmecken riechen

Es wird die
„Hessische Lokalsorte 2010“
gekürt

Apfelsorten zu erhalten, ihre Verwendung zu unterstützen und ihre Wiederanpflanzung zu fördern. In enger Zusammenarbeit zwischen dem Pomologenverband und engagierten Baumschulen wird dieses Ziel seither konsequent und in meinen Augen sehr erfolgreich weiterverfolgt. Allen, die sich in der Aktion engagieren, gilt mein Dank für Ihre wichtige Arbeit.

Der „Apfel des Jahres 2010“ ist der Die um 1810 in Süddeutschland entstandene Sorte ist eine typische Kelterapfelsorte, deren saftreichen Früchte mit ihrem süßsauerlichen Geschmack sich ideal für die Apfelweinherstellung eignen. Dazu gilt die Sorte als anspruchslos, sehr robust und widerstandsfähig gegen Schorf, Mehltau und Obstbaumkrebs. Sie ist damit geradezu prädestiniert, als „Hessische Lokalsorte des Jahres“ ausgewählt zu werden.

Ich wünsche auch dieser Sorte eine gesicherte Zukunft und eine wieder größere Verbreitung. Apfelliebhaber ermuntere ich, sie wieder zu pflanzen und Verbraucherinnen und Verbraucher, nach aus ihr gewonnenen Produkten zu fragen. Wenn wir das, was wir kennen auch nutzen, können wir einen wertvollen und unverzichtbaren Beitrag zum nachhaltigen Erhalt leisten.

Silke Lautenschläger

Hessische Ministerin für Umwelt, Energie, Landwirtschaft und Verbraucherschutz

Arbeit. Sie im Rahmen öffentlichkeitswirksamer Aktionen zu kommunizieren, ist der ideale Ansatz, um Obstliebhaber und Verbraucherinnen und Verbraucher für die alten Sorten zu sensibilisieren. Mit dem „Heuchelheimer Schneeapfel“ wurde 2003 die erste „Hessische Lokalsorte des Jahres“ vorgestellt. Ziel ist es, bedrohte

Die Information zum „Apfeltag Oberjosbach“

Der Förderverein „800 Jahre Oberjosbach e.V.“ organisiert am Sonntag den 20. Sep. 2009, den „Apfeltag“ in Oberjosbach. Hier wird ein langfristiges Projekt zu Ende gebracht, das 2004 bereits seinen Anfang nahm.

Der Förderverein „800 Jahre Oberjosbach e.V.“ hatte damals den Umweltpreis der Gemeinde Niedernhausen erhalten und investierte den erhaltenen Geldbetrag in das Streuobst-Kartierungsprojekt der Gemarkung Oberjosbach. Viel Wissen um Apfel, Birne, Kirche, Zwetschge, Pflaume und Nuss sind verloren gegangen, deshalb wurde der Deutsche Pomologenverein e.V. Hessen, mit der Ausführung des Projektes beauftragt. Mit Unterstützung der Gemeinde Niedernhausen, die Kartenmaterialien und die Zugänglichkeit der Grundstücke sicherte, stellte sich schon

nach der 1. Begehung durch den Pomologen Steffen Kahl heraus, dass hier eine Menge Obstsorten erhalten sind die auf der roten Liste der Sortenbestände stehen.

Nach 1. Durchsicht der Bestandsaufnahme hat dann der Förderverein „800 Jahre Oberjosbach e.V.“ beschlossen, das Buch „Querbeet“ aufzulegen, das quasi den kompletten Inhalt der Kartierung wiedergibt und weitreichende Information zum Kulturgut Apfel beinhaltet.

Im Hintergrund hat dann der Deutsche Pomologenverein e.V. auf seiner Fachtagung beschlossen, eine in der hiesigen Region häufig anzutreffende Apfelsorte – die Anderorts unbekannt bzw. ausgehauen wurde - zur „Hessischen Lokalsorte 2010“ zu küren, um die Nachhaltigkeit zu sichern. Wo sollte dies stattfinden? In

Oberjosbach! Dieser Bitte wird jetzt Folge geleistet mit der Durchführung des Apfeltages am 20.09.2009.

Der Apfeltag 2009 beginnt um 10.30 Uhr, mit dem Apfelweinanstich am Oberjosbacher Dorfbrunnen durch ihre Majestäten die Apfelweinköniginnen aus Wiesbaden und Oberauroff. Zur besten Frühschoppenzeit spielt ab 11.00 Uhr im Gemeinschaftszentrum Oberjosbach die Big Band der Musikschule Niedernhausen auf.

Hier ist dann alles rund um den Apfel organisiert. Bei der Apfelweinverkostung kann der Besucher seine Lieblingsschoppen mitbestimmen. Beim richtigen Lösen des Apfelquizz sind interessante Preise zu gewinnen. Die „Neuen Apfelweine“ und Apfel-Seccos „Made in Oberjosbach“, sowie, Apfel- und Obstbrände (mit Taunus Feeling) können getrunken und verkostet werden. Gekeltert wird im Freien, Apfelmost (Süsse) zum Trinken und Mitnehmen. Eine komplette Ladung Backesbrot steht zum Verkauf an. Die Oberjosbacher Imker laden zum Honigleckchen ein. Zum Mittagstisch werden verschiedene Gerichte, passend zum Apfelwein für die Besucher vorbereitet. Die „Apfelkiste“ steht mit vielen Äpfeln zur Besichtigung und Sortenbestimmung von Reiner Ernst und Theo Bauer zur Verfügung. Die Naturschutzverbände, Jagdverein und Streuobstkreise haben in den Infoständen viel Interessantes zu bieten.

Der Streuobstkreis Mittlerer Taunus e.V. und Streuobstroute Nassauer Land e.V. sind Unterstützer der Veranstaltung mit eigenen Aktionen. Die „Hessische Apfelwein- und Obstwiesentrouten e.V.“ (Gutes aus Hessen) legt für diesen Tag die „Keltortour 2009“ nach Oberjosbach als Station. Weil sich alles um den Apfelbaum dreht, ist auch die Baumschule Reinsch (Hünstetten) mit einem Informationsstand vertreten.

Zur gleichen Zeit am gleichen Ort feiert der Gesangsverein Liederkränz Königshofen e.V. sein 125-jähriges Vereinsjubiläum. Dies wird am Sonntag deutlich werden, wenn die Kuchentheke aktiviert ist. Dann ist Stabwechsel im Saal des Gemeinschaftszentrums. Die Apfellihaber verlassen den Saal, um die „Hessischen Lokalsorte 2010“ zu küren, verbunden mit einer Sortenwanderung. Der Gesangsverein ruft dann im Saal zum Freundschaftssingen auf.

Im Anschluss der Wanderung wird aus dem Oberjosbacher Dorfbrunnen wieder Apfelwein fließen. Hier findet der Ausklang des Apfeltages 2009 statt.



Ferien in Oberjosbach „anno dazumal“

Zeitzeugin Auguste Frangel berichtet:

Oberjosbach kenne ich seit den frühen 1950er Jahren. Und das kam so: Wenn damals auf vielen Feldern die Himbeeren reiften, fuhr mein Vater mit mir nach Oberjosbach, um für den Obst- und Gemüseladen in der Mosbacherstraße, den unsere Mutter führte, die süßen frischen Früchte zu holen. Im Anhänger des Opel Super 6 Cabriolet wurden immer so 30 Körbe Himbeeren eingeladen.



Viele Kundinnen aus den umliegenden Villen kauften gerne das feine Obst bei unserer Mutter ein. Eines späten Nachmittags kehrte unser Vater nach Abholung der Früchte im Gasthaus Zum Lindenkopf

ein. Vater trank ein Bier und ich bekam eine Coca Cola - damals etwas Besonderes! Dann fragte mein Vater nach den Fremdenzimmern und nach dem Preis für Unterkunft und Verpflegung. Er wollte



unserer Mutter nach Kriegs- und Nachkriegszeit einen Urlaub gönnen. Denn sie hatte alle Lasten allein tragen müssen, bis unser Vater aus der Kriegsgefangenschaft kam.

Zuhause angekommen wurde vom bevorstehenden Urlaub gesprochen. Unsere Mutter war gar nicht begeistert. Nur die Aussicht, dass sie nicht alleine sei, da meine kleine Schwester, damals 10 Jahre

alt mitfahren werde, konnte sie zum Urlaub machen bewegen.

Also wurde am Wochenende der Koffer gepackt und wir fuhren nach Oberjosbach. Im "Lindenkopf" ist mir ein Zimmer im Obergeschoß in Erinnerung. Da packten wir den Koffer aus. Wir saßen alle am Abend dann in der Gaststätte rund um den Tisch und ließen uns das Essen schmecken. Nach Verabschiedung fuhren Vater und ich heim.

Es vergingen 1- 2- 3- Tage. Am 4. Tag rief unsere Mutter weinend an: "Holt mich heim! Ich halte es hier nicht aus. Mir ist es sooo langweilig, denn ich habe ja nichts zu arbeiten." Mein Vater antwortete: "Heute geht es nicht mehr, aber morgen hole ich euch ab." Ich muss sagen: mir wäre so was nicht passiert. Denn ich wäre im Wald spazieren gegangen, hätte mich mit Einheimischen unterhalten und wohl gefühlt. Auch meine Schwester sagte mir, dass sie damals gerade mit anderen Kindern aus der Nachbarschaft Freundschaft geschlossen hatte. "Wir haben so schön im Hof gespielt. Mir passte das plötzliche Ende gar nicht" erinnerte sie sich.

Heute muss ich sagen: Es wäre mir schon sehr wichtig zu erfahren, bei wem unser Vater die Himbeeren in Oberjosbach geholt hat. Kann sich noch jemand an Alwin Wolf erinnern?



Armbrustwaffen der Renaissance und Gotik Made in Oberjosbach

Herr Franken-Stellamans zusammen mit seiner Frau wohnt seit 1988 in Oberjosbach. In seinem Haus hat er sich eine Werkstatt zur Rekonstruktion von Armbrustwaffen eingerichtet. In seiner Freizeit beschäftigt er sich mit der Historie und dem Nachbau von Armbrustwaffen.

Er gehört der Interessengemeinschaft Historische Armbrust an und hat sich auf Modelle der Gotik und der Renaissance spezialisiert, also den Zeitraum zwischen 1520 und 1650. Die Anfänge der Armbrustentwicklung sind zeitlich nicht genau datierbar; sowohl in China wie auch in Griechenland fanden erste Parallelentwicklungen statt.

Eine Armbrust diente früher als Kriegswaffe wie auch als Jagdwaffe. Als Jagdwaffe hatte sie den Vorteil, dass sie verglichen

mit einem Gewehr sehr leise ist und eine Tierherde bei ihrem Gebrauch seltener aufschreckt.

Heutzutage wird eine Armbrust nur noch als Sportgerät genutzt. Sie ist eine Entwicklung aus dem Bogen. Ihre Bestandteile sind der Bogen (meist aus Stahl, aber auch aus Holz oder Horn möglich), Sehne und Säule (aus Holz). In die Säule ist die Nuß (aus Bein oder Horn) eingelassen, in die die Sehne durch eine Spannvorrichtung eingelegt wird; je nach Sehnenspannung kann das per Hand geschehen oder über einen Spannhaken oder eine Kurbelwinde, was natürlich Zeit braucht. So ist eine Schussfrequenz von einem Schuß in drei Minuten möglich.

Mögliche Geschosse sind Pfeile, Bolzen

und Kugeln. Um eine Armbrust herzustellen, bedarf es umfangreicher Kenntnisse und Fertigkeiten sowie viel Zeit.

Herr Franken-Stellamans benötigt etwa ein Jahr zur Herstellung einer Armbrust, wobei er so nah wie möglich an den historischen Gegebenheiten bleibt, was nicht in allen Details in Perfektion machbar ist, da beispielsweise die Herstellung der Metalle seinerzeit ganz anders gehandhabt wurde, als es heutzutage üblich ist und es nur wenige Schmiede in der Lage sind, einen Bogen anforderungsgerecht herzustellen.

Bei den verwendeten Holzarten kann man sich durchaus an früheren Gegebenheiten orientieren. Es eignen sich festere Hölzer, beispielsweise Kirsche, Birne, Pflaume oder Walnuß, die auch farblich bzw. in der Musterung interessant sind.

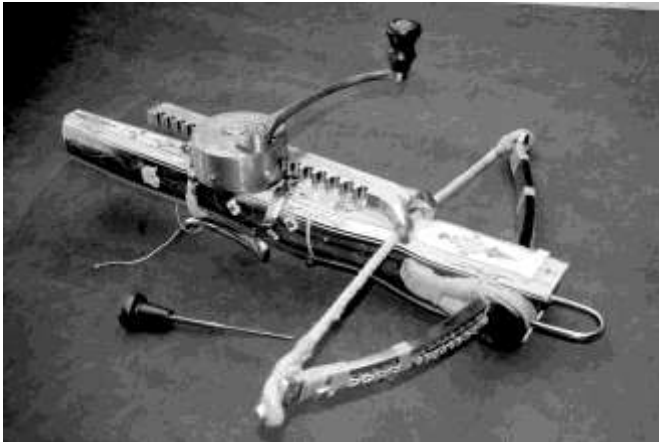


Herr Franken-Stellamans in seiner Werkstatt.

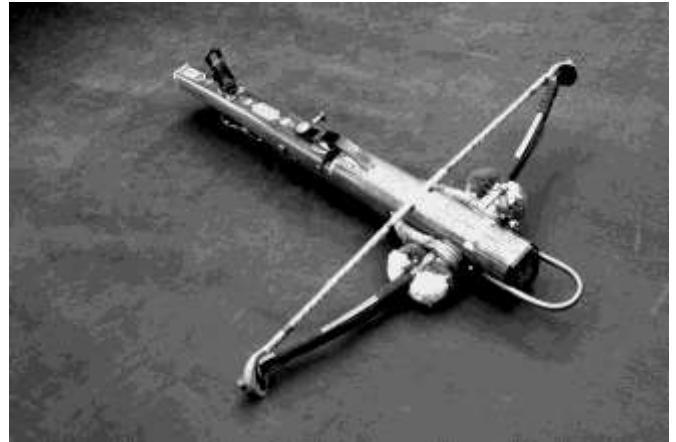
Früher waren an der Herstellung einer Armbrust mehrere Handwerker beteiligt, während heute alle Tätigkeiten eine Person erledigt. Aufwendig sind die Einlegearbeiten in das Holz der Säule sowie die

Herstellung der Mechanik zwischen Nuss und Drücker, die die Kräfte, die an der Nuß anliegen, so weit reduzieren muss, dass der Drücker von einem Finger betätigt werden kann. Die Werkstatt von Herrn

Franken-Stellamans ist aus meiner Sicht (der des Nichttechnikers) umfangreich ausgestattet, wie man auf dem Bild (ausschnitthaft) erkennen kann.



**Gotische Armbrust mit Zahnradwinde
(Zugkraft der Sehne:650kg).**



**Renaissance-Schnepper
(Zugkraft der Sehne: 280kg).**

Der Igel ist Wildtier des Jahres 2009

Der Igel wurde zum „Wildtier des Jahres 2009“ gekürt. Zusammen mit den Maulwürfen und den Spitzmäusen zählt der Braunbrust-Igel (*Erinaceus europaeus*) zur Ordnung der Insektenfresser. Wie viele andere Arten zieht es auch Igel aus der ausgeräumten Landschaft zunehmend in menschliche Siedlungen. Hier finden sie Lebensraum, Nahrung und Unterschlupf.

Igel sind dämmerungs- und nachtaktiv und haben ein breites Nahrungsspektrum: Sie fressen Laufkäfer, Larven von Nachtschmetterlingen und sonstige Insekten, Regenwürmer, Ohrwürmer, Schnecken, Hundert- und Tausendfüßer sowie Spinnen. Igel sind also keine Vegetarier, sie fressen im Garten kein Obst und kein Gemüse.

Die Hauptfortpflanzungszeit liegt zwischen Juni und August. Nach etwa 35 Tagen Tragzeit kommen vier bis fünf Jungigel zur Welt. Diese sind bei der Geburt 12 bis 25 Gramm schwer, rund sechs Zentimeter lang und tragen etwa 100 weiße Stacheln – Erwachsene Igel haben hingegen 6000 bis 8000 Stacheln –, die in die aufgequollene Rückenhaut eingebettet sind. Augen und Ohren beginnen sich erst nach zwei Wochen zu öffnen. Die Igeljungen werden rund 42 Tage gesäugt. Kurz danach sind sie selbständig und bei der Futtersuche auf sich selbst angewiesen. In diesem Lebensabschnitt beträgt ihr Gewicht etwa 300 Gramm.



Igel halten Winterschlaf. Dazu suchen sie meistens im November bei anhaltenden Bodentemperaturen um den Gefrierpunkt ein Winterquartier auf, zum Beispiel Laub- und Reisighaufen. Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit sind Igel im beginnenden Herbst auch tagsüber aktiv, denn insbesondere die Jungtiere müssen sich für den bevorstehenden Winterschlaf noch einige Fettreserven anfressen. Während des Winterschlafs verlieren Igel 20 bis 40 Prozent ihres Körpergewichts.

Igel wiegen je nach Jahreszeit und Geschlecht im Durchschnitt rund ein Kilogramm – zwischen 800 und 1500 Gramm. Bringen Jungigel Anfang November, im Flachland etwa Mitte November, weniger als ein Pfund auf die Waage, sind sie als hilfsbedürftig einzustufen. Allerdings sind auch erfolgreiche Überwinterungen bedeutend leichter Tiere bekannt geworden. Ihr Winterquartier nutzen sie bei Schlechtwetterperioden bis in den April

und Mai.

Interessante Gegenstände pflegen Igel ausgiebig zu beschnuppeln, zu belecken und durchzukauen. Dabei entsteht eine weißschaumige Speichelabsonderung. Dieser Vorgang ist natürlich, harmlos und hat mit Tollwut nichts zu tun.

Igel sind aus verschiedenen Gründen gefährdet: Siedlungen und Straßenbau schränken ihren Lebensraum ein, auf Straßen kommen jährlich hunderttausende zu Tode und in Gärten fehlt es häufig an Unterschlupfmöglichkeiten und Nahrung. Igel benötigen giffreie Gärten, vor allem Schneckenkorn und Rattengift können ihnen zum Verhängnis werden. Daher empfehlen sich grundsätzlich Alternativen zum Gifteinsatz. Ist eine Rattenbekämpfung unumgänglich, sollte diese fachkundig durchgeführt werden. Dabei sollte der Giftköder in verdeckten Behältnissen liegen und für Igel nicht erreichbar sein.



berjosbacher in aller Welt

Studieren im sonnigen Kalifornien - Robert Egger

Von Patricia Goldstein-Egger

Im überschaubaren Oberjosbach aufgewachsen, in den Kindergarten gegangen, nach der Grundschule zum Gymnasium nach Wiesbaden gefahren – das waren die langsam wachsenden Erfahrungen eines Jungen aus Oberjosbach mit der „großen weiten Welt“. Während der Schulzeit kamen die ersten Auslands - Erfahrungen dazu: Frankreichaustausch, Studienfahrt in die Provence, dann ein halbes Jahr Irland.

Robert hatte Luft geschnuppert von der



Ferne und festgestellt, dass es ganz schön ist neue Menschen und Kulturen kennen zu lernen, aber noch schöner ist, wieder nach Hause in die vertraute Umgebung zurück zu kommen. Nach dem Abitur und dem absolvierten Zivildienst in einer Behinderteneinrichtung in Flörsheim zog es ihn darum nicht allzu weit vom Taunus zum Studieren: Heidelberg musste es sein. Eine klassische Studentenstadt, schön überschaubar und von der Einwohnerzahl eher kleinstädtisch geprägt. Er zog also von Gusbach fort, um endlich ein eigenständiges Leben zu starten. Heidelberg war in einer guten Stunde erreichbar und umgekehrt konnte man doch in relativ kurzer Zeit wieder in die heimischen Gefilde zurück kommen.

Dort lernte er nette Studienkollegen und Wohngenossen kennen und genoss das Studentenleben. Das Physik - Studium forderte zunächst reichlich Zeit und intensives Befassen mit der „Materie“. Nach dem Grundstudium mit hervorragenden Leistungen wurde er von zwei seiner Professoren sowohl für die „Studienstiftung

des Deutschen Volkes“ als auch für ein Auslandsjahr mit einer Partneruniversität in USA vorgeschlagen. Beide Vorschlagsbewerbungen verliefen positiv: Sowohl die „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ nahm ihn als förderungswürdig an als auch die Universität Heidelberg entschied, ihn als Student für ein Jahr an die Partneruniversität in Kalifornien, State University of San Francisco (SUSF) zu entsenden. Nun galt es den Aufenthalt in Kalifornien vorzubereiten und zu organisieren. Im Austausch mit deutschen Studenten, die ihr Studienjahr bereits dort verbracht hatten, erfuhr er Vorinformationen zu den wichtigen Überlebens-Fragen wie Wohnen, Finanzen, Krankenversicherung etc. Anfang März wurde endlich ein Flug gebucht, dessen Rückreisetermin mehr als ein Jahr später festgelegt wurde.

Die Zeit bis Ende August 2008 verging wie im Fluge. Das WG-Zimmer in Heidelberg wurde zum Ende Juli aufgelöst und alle Besitztümer im Elternhaus in Gusbach untergestellt. Mehr als einen Koffer wollte Robert nach Kalifornien nicht mitnehmen und ich war als Mutter eher skeptisch, dass diese begrenzte Auswahl, die dann von ihm getroffen wurde, ausreichen würde für ein Jahr

Studienaufenthalt im Ausland. Es kam der Morgen des Abschieds, wir begleiteten ihn alle zum Flughafen, ein gemeinsames Foto musste noch sein und er ging frohen Mutes zur Sicherheitskontrolle und der Rest der Familie blieb mit wehmütigen Gefühlen zurück. Doch es dauerte gar

nicht so lange (13 Stunden) bis wir von ihm per E-Mail über seine glückliche Ankunft in San Francisco erfuhren.

Nun galt es eine ordentlich und bezahlbare Bleibe zu finden. Dies gestaltete sich für Robert schwieriger als er sich in Deutschland noch vorgestellt hatte: Er war in einer Großstadt in den USA gelandet, die als die zweitgrößte Metropole dort gilt! Außerdem war er natürlich nicht der einzige Student, der eine bezahlbare Unterkunft suchte, die noch dazu in einer halbwegs sicheren Wohngegend lag. So kam bald der erste Katzenjammer und unser Gusbäcker fühlte sich plötzlich sehr einsam und hatte Sehnsucht nach der überschaubaren kleinstädtischen Stadt Heidelberg, noch besser nach dem vertrauten Gusbach. In diversen Telefonaten sprachen wir ihm viel Mut zu und gaben ihm den Tipp, seinen Optimismus zu bewahren. Seine größte Sorge war es, auf der Straße zu landen, da es in San Francisco unglaublich viele Obdachlose gibt. „It never rains in California“ – es regnet nie in Kalifornien - dies ist wohl ein Grund für Obdachlose nach Kalifornien zu kommen. Aber er fand dann schließlich doch ein Zimmer in einer WG in einer akzeptablen Wohngegend und mit einem zu bewältigenden Weg zur Universität. Allerdings hatte er einen stolzen Preis dafür zu zahlen. Für die Einrichtung seines Zimmers benötigte er zunächst nur wenig Mobiliar, wobei ihm an dieser Stelle von deutschen Kommilitonen vor Ort geholfen wurde.

Dann startete die Universitätszeit. Endlich



bot sich die Gelegenheit sich mit fachlichen Fragen zu beschäftigen und andere Studenten kennen zu lernen! Doch Robert beschränkte sich in dieser Zeit nicht auf Studien in Physik sondern nutzte viele Seminarangebote, die Gelegenheit boten das Land und seine vielfältige Kultur kennen zu lernen. So belegte er Seminare in „Geography of California“, wo er diverse Exkursionen unternahm und so einiges von der unglaublichen Natur Kaliforniens sah. Oder ein Seminar zu „Food and Wine in California“, wo er wiederum von seiner deutschen Esskultur Erfahrungen, Berichte und Rezepte (besondere deutsche Gerichte) einbrachte. Innerhalb kürzester Zeit hatte er einen netten Freundeskreis aufgebaut und schon zu „Thanksgiving“, dem Familienfest in USA schlechthin, hatte er gleich zwei Einladungen erhalten. Die erste war bei einer Familie, deren Ursprung in Indien liegt, so dass es ein indisch inspiriertes Thanksgiving -Essen gab und die zweite Einladung erfolgte in ein Blockhaus in den Rocky Mountains, wo es noch nicht einmal fließendes Wasser gab, dafür Natur pur und den ersten Schnee. Es folgten die letzten Wochen seines ersten „Terms“ mit den Abschluss-tests und dann gab es den Holydaybreak. In der Weihnachtszeit vermissten wir Robert sehr, während er bei Freunden von uns in New York eingeladen war, die Weihnachtstage dort zu verbringen. Er hatte seine Ersatzfamilie gefunden und verlebte dort eine wunderschöne Weihnachtszeit. Sylvester wurde auf dem



Broadway gefeiert und den Rest der Ferienzeit verbrachte er mit zwei Studienfreunden in Florida.

Nach San Francisco zurückgekehrt suchte er sich zunächst ein neues Zimmer, und war in kürzester Zeit erfolgreich. Er wusste nun nach welchen Kriterien und wie er ein Zimmer finden könnte. Es ist nicht nur preiswerter, sondern auch von besserer Wohnqualität. Eines hatte sich allerdings nicht verändert: Die Lebenshaltungskosten in San Francisco sind deutlich über seinen Erwartungen, so dass er einige seiner Reisepläne, für die er hier in

Deutschland eifrig sein erarbeitetes Geld gespart hatte, inzwischen streichen musste.

In den Osterferien besuchten wir Robert in San Francisco. Das Wiedersehen mit ihm war sehr schön und die Stadt selbst und einige Gegenden von Kalifornien haben uns auch sehr gefallen. Nach diesem Besuch können wir verstehen, warum es ihm dort jetzt so gut gefällt, dass er seinen Aufenthalt um ein halbes Jahr verlängert hat. Die Stadt San Francisco ist flächenmäßig sehr weitläufig, von der Einwohnerzahl aber nur wenig größer als Frankfurt. Und sie ist unglaublich kosmopolitisch und von einer großen Toleranz geprägt. Ich habe schon lange keine Stadt mehr mit so vielen unterschiedlichen Bewohnern verschiedenster Herkunft, die alle nebeneinander existieren, erlebt.

Robert hat zwei sehr interessante Angebote von zwei Professoren (einer ist Chineser, der andere Deutscher) erhalten, die er auf jeden Fall für seine weiteren Studienziele nutzen möchte. Und es gibt einen weiteren Grund noch länger dort zu bleiben: Man(n) ist verliebt. Allerdings ist der Rückflug jetzt definitiv festgelegt, denn sein Visum läuft Ende November ab. Somit ist eine vorläufige Rückkehr für dieses Jahr sicher. Aber wer weiß, wann er wieder zurückgeht in das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“ und des häufigsten Sonnenscheins. Übrigens, als wir in der Osterzeit da waren, hat es einmal geregnet!



Historische Werkstatt Nordenstadt

Das Heimatmuseum der besonderen Art

Im Jahre 1986 gründeten Mitglieder eines Seminars des Fortbildungswerks Nordenstadt-Delkenheim den Verein „Historische Werkstatt Nordenstadt, Verein für Heimatgeschichte e. V.“, um die Ortsgeschichte zu erforschen und zu dokumentieren. Aus

„Nordenstadter Einblicke“ Rundgang durch das alte Dorf (1988).

Als weiteres Ziel hatten sich die Vereinsmitglieder den Aufbau eines Heimatmuseums gesteckt. Auch dieses Vorhaben konnten sie in den ersten 10 Jahren ihres

wurde, machten sich die Nordenstädter Vereine dafür stark, das Gelände und die Gebäude für ihre Zwecke nutzen können, es entsprechend zu renovieren und umzugestalten. So sei das alte Bauernhaus der ideale Platz für das geplante Heimatmuseum argumentierte der Verein „Historische Werkstatt Nordenstadt“. Letztlich konnten die Vereine die Stadt Wiesbaden von ihren Vorstellungen überzeugen. Heute wird das Gelände des ehemaligen Bauernhofs von den Vereinen vielfältig genutzt und das Heimatmuseum ist, wie vorgeschlagen, im ehemaligen Bauernhaus untergebracht.

Schon während der Zeit der Renovierung des Bauernhauses wurden von dem Verein „Historische Werkstatt Nordenstadt, Verein für Heimatgeschichte e. V.“ Ausstellungsstücke gesammelt, so dass bei der Übergabe 1994 bereits die Hälfte des verfügbaren Raumes belegt war. Während des Einräumens und der Ausgestaltung der Räume brachten die Nordenstädter Bürger weitere Ausstellungsstücke, so dass nach kurzer Zeit alle Räume ausgestattet waren.

Was ist heute im Heimatmuseum „Historische Werkstatt“ zu sehen und zu bewundern?

Da ist zunächst mal ein Tante-Emma-Laden, genauer gesagt, ein Kolonialwarenladen von 1910. Aufmerksam auf diesen Tante-Emma-Laden wurde die Mitglieder des Vereins über „Das Inserat“. Sofort setzte man sich mit dem Verkäufer, einen Gastwirt in Neuwied in Verbindung und vereinbarte einen Besichtigungstermin. Als man den Laden sah, war man begeistert und so wurde der Kauf an Ort und Stelle perfekt gemacht. Beim Aufbau des Kolonialwarenladens, zeigte sich, dass er, wie geschätzt, ideal in dem vorgesehenen Raum passte, nur die Theke musste etwas gekürzt werden.

Ein weiteres Schmuckstück ist die Einrichtung eines Frisiersalons von 1930. Der Vereinsvorsitzende Herr Reinemer hatte ihn in einem modernen Frisiersalon in der Luisenstraße in Wiesbaden entdeckt, hier diente er als Dekoration. Zu dem Zeitpunkt war er unverkäuflich, aber als der Salon in der Luisenstraße einige Jahre später schloss, war die Chance da und sie wurde natürlich auch genutzt.

Sogar standesamtlich trauen lassen kann man sich im Heimatmuseum. Dazu ist ein Raum mit Möbeln aus der Gründerzeit entsprechend eingerichtet. Das Angebot wird auch gerne genutzt und so finden pro



Tante Emma Laden alles was man zum Leben brauchte

diesen Aktivitäten ging eine Ausstellung über die Lebens- und Schulverhältnisse der Nordenstadter Kinder in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervor. Hierüber wurde auch ein Bildband veröffentlicht, ebenso eine erste Schrift

Bestehens verwirklichen.

Voraussetzung für den Aufbau des Heimatmuseums war, das geeignete Gelände und Gebäude zu finden. Als der Bauernhof in der Turmstraße 9-11 aufgegeben und von der Stadt Wiesbaden erworben



Original Frisoerladen von der Oma



Das Kerbholz

Jahr ca. 70 Trauungen in diesem Raum statt.

Für Sonderausstellungen steht ein Vitrinenraum zur Verfügung. Ab dem 05. Juli bis zum 26. Dezember wird hier etwas ganz Besonderes geboten, die Ausstellung „Die Kirche im Museum – religiöse Gegenstände“. Unter anderem wird eine ledergebundene Bibel aus dem 15. Jahrhundert gezeigt.

Ein Gastraum für maximal 20 Personen kann von Vereinen aus Nordenstadt, aber auch aus der Umgebung für Treffen, Sitzungen oder Versammlungen genutzt werden. Dazu bieten der Vereinsvorsit-



Historische Apfelweingläser

zende und seine Frau am Nachmittag Kaffee mit selbstgebackenen Kuchen oder abends Hausmacher Wurst und Ebbelwoi an. Die Einrichtung dieses gemütlichen Raumes stammt aus verschiedenen Nordenstädter Gaststätten.

Daneben gibt es eine Küche von ca. 1920 mit alten Küchengeräten, eine Schusterwerkstatt, eine Spielzeugausstellung mit Spielzeug aus der Zeit vor dem Krieg bis in die 60er Jahre. Im alten Feuerwehrraum ist ein Modell der evangelischen Kirche aufgebaut und es sind Küferwerkzeuge sowie Weinbaugeräte, in Erinnerung an den Weinanbau in Nordenstadt, ausgestellt.

Last but not least das Nordenstädter Bilderbuch: hierbei handelt es sich um mehr als 100 Schautafeln mit Fotos und Dokumenten über das dörfliche Leben und die Geschichte der Gemeinde Nordenstadt.

Wie man sieht, ein Besuch im Heimatmuseum „Historische Werkstatt Norden-

stadt“ lohnt sich, denn neben den beschriebenen Räumen und Ausstellungen, gibt es für Jung und Alt, wenn man sich die Zeit nimmt, noch viele kleine Schätze zu entdecken.

In dieser Ausgabe haben wir über die Geschichte des Heimatmuseum in Nordenstadt und seine Ausstellungsräume berichtet. In den kommenden Ausgaben der Dorfzeitung werden wir weitere Heimatmuseen der Umgebung vorstellen.

Heimatmuseum:
„Historische Werkstatt Nordenstadt“
 Turmstr. 9-11, Nordenstadt,
 Tel.: 06122-76432

www.historische-werkstatt-nordenstadt.de

Email: gerdrein@unitybox.de



Das Team der ODZ im Hochzeitszimmer

(Stehend: l-r, Herr Schneider, HVN, Klaus Ertner, Herr Reinemer (1.Vors. HVN), Wulf Schneider, Manfred Racky
 Sitzend: Patricia Goldstein-Egger, Regina Schmack

60 Jahre Grundgesetz (Bundesrepublik Deutschland)

von Regina Schmack

60 Jahre Grundgesetz und damit auch 60 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Ein Jubiläum, das Grund zum Feiern bietet, denn es bedeutet 6 Jahrzehnte Frieden, Demokratie, politische Stabilität und Wohlstand.

Ein solcher Moment ist aber auch Anlass einen Blick auf die damalige Zeit zu werfen.

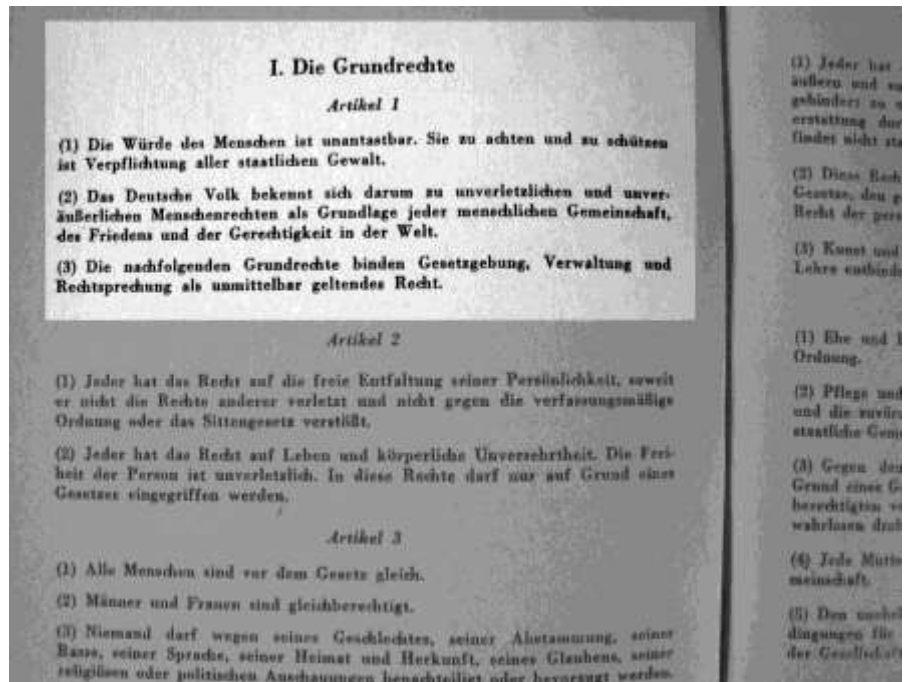
1949,

vier Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, nachdem die Alliierten den Nationalsozialismus beendet hatten. Eine Zeit entsetzlicher Nöte, des Ungewissen und politischen Chaos.

Seit Juni 1945 verwalteten die vier Besatzungsmächte das besiegte Deutschland. Im Sommer desselben Jahres fand die Potsdamer Konferenz statt, auf der festgelegt wurde, dass Deutschland nicht geteilt wurde. Auch entschied man, dass es kein reiner Agrarstaat werden sollte, sondern erlaubte doch die Produktion in bestimmten Bereichen.

Nach drei weiteren Jahren fing am 20. Juni 1948 mit der Währungsreform das Zeitalter der DM an.

Im selben Jahr setzten die Ministerpräsidenten der Länder in den westlichen Besatzungszonen einen Verfassungskonvent (Verfassungsausschuss) ein, um einen Entwurf für ein Grundgesetz auszuarbeiten. Sie waren ihrerseits von den West-Alliierten beauftragt worden. Ziel war eine „föderative Regierungsform, die die Rechte der beteiligten Länder schützt und gleichzeitig eine angemessene Zentralinstanz schafft sowie Garantien der individuellen Rechte und Freiheiten enthält.“



Bundesstaatlicher Föderalismus und Grundrechte: Das waren die Vorgaben.

Die „Väter und Mütter des Grundgesetzes“, die sich in Herrenchiemsee zusammensetzten, haben sich mit diesem Auftrag schwer getan. Sie fürchteten, dass die Spaltung Deutschlands zwischen den westlichen und der sowjetischen Besatzungszone verfestigt würde. Sie verständigten sich darauf, alles zu vermeiden, was als Gründung eines Weststaates mit einer eigenen Verfassung interpretiert werden könnte. An vielen Stellen ist diese Zurückhaltung, das Provisorische erkenn-

bar.

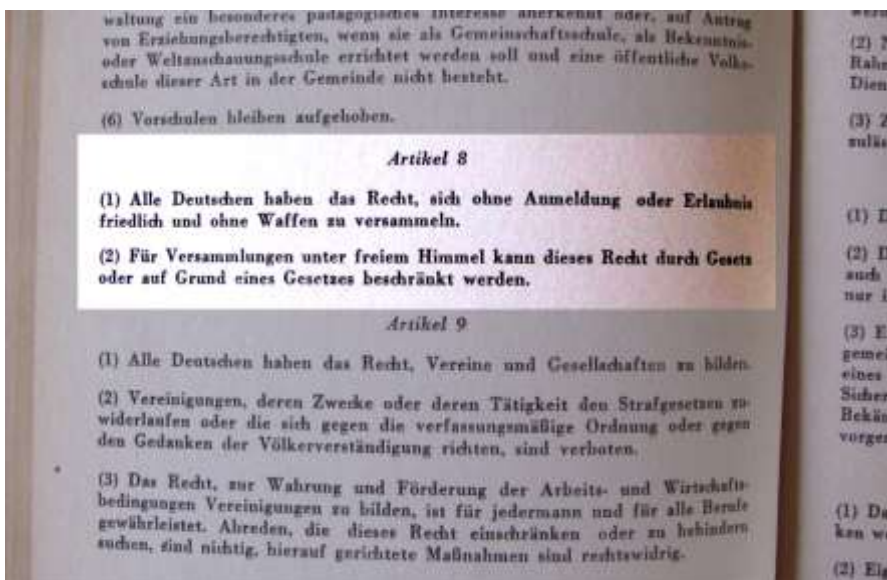
Daneben wollten sie Lehren aus der Vergangenheit ziehen, das Scheitern der Weimarer Republik und die Konsequenzen aus der Machtübernahme der Nationalsozialisten waren ihnen noch gegenwärtig.

An den Anfang des Grundrechtskataloges stellte der Herrenchiemseer Entwurf – als erster überhaupt – die Aussage, dass die Würde des Menschen unantastbar ist.

All das entsprach dem antitotalitären Grundkonsens des Verfassungskonvents. Nach der nationalsozialistischen Willkür- und Gewaltherrschaft und der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges bestand – unabhängig vom politischen Standort – Übereinstimmung darüber, dass es nie wieder soweit kommen dürfe. Einer Vereinnahmung des Einzelnen durch einen totalitären Staat sollte widersprochen, das Individuum gestärkt werden.

Innerhalb kurzer Zeit schuf der Verfassungskonvent das Grundgesetz, das am 8. Mai 1949 durch den Parlamentarischen Rat verabschiedet werden konnte und am 23. Mai verkündet wurde.

Dieser denkwürdige Augenblick wurde zwar vom Volk beobachtet und wahrgenommen, immerhin fand die erste Bundestageswahl schon drei Monate später statt, doch „Demokratie lernen“ war für viele zunächst zweitrangig – das Meistern des Alltags stand an.





Jeder Hesse hat am Ende seiner Schulzeit das Grundgesetz mit in seine neues Leben erhalten

Wie war das damals in Oberjosbach?

Die wenigen Zeitzeugen, die man heute noch danach befragen kann, erinnern sich teilweise recht gut an die Stimmung zu dieser Zeit. Es war die Zeit der Hoffnung auf ein Leben in Frieden und des Wiederaufbaus.

In diesem Jahr wurde der erweiterte Neubau der 1944 völlig abgebrannten Kirche abgeschlossen. Seit 1945 hatte das gesamte Dorf das Gotteshaus nach und nach wieder aufgebaut. Gottesdienste waren schon kurz nach dem Brand wieder gefeiert worden – im provisorisch überdachten Chorraum. Und mit Provisorien behelf man sich bis zum Herbst dieses

ren künftigen Lebensweg gemeinsam zu gehen, ist das auch ein Ausdruck der Hoffnung, dass ein Neubeginn zu schaffen ist.

Auch in anderen Bereichen schien sich nun vieles zum Besseren zu wenden. Durch die Bahnstrecke konnte man nach Frankfurt kommen und Arbeit gab es ebenfalls für manche.

Da in diesen schwierigen Zeiten alles sehr knapp war, versuchten die Menschen sich selbst zu versorgen, wo es nur ging. Im Garten wurde Gemüse angebaut und Kartoffeln auf dem Feld. Hasen oder gar ein Schweinchen wurden im Stall gefüttert, damit man sie später schlachten konnte. Ziegen hielt man sich wegen der Milch.

Jahres. Am 9. Oktober 1949 weihte dann Bischof Wilhelm Kempf den Altar aus Lahnmarmor und damit auch die Kirche Sankt Michael.

Im Juni 1949 gaben sich Martha und Georg Schmack in der noch nicht fertigen Kirche vor Gott das Jawort.

Wenn zwei Menschen sich nach Krieg, Flucht und Vertreibung entschließen ihren



Deckblatt des Grundgesetzes

Neu war, dass man ganze Felder mit Erdbeeren bepflanzte. Gab es mehr Obst, als man selbst verbrauchen konnte, wurden die Früchte in der Stadt oder an die Obstgenossenschaft Kriffel verkauft.

Von der Verkündung des Grundgesetzes am 23. Mai hatte man auch in Oberjosbach gehört, schließlich gab es in manchen Haushalten schon den „Mitteltaunus-Anzeiger“ (der dann am 23. Juli von der „Idsteiner Zeitung“ abgelöst wurde).

Man nahm das zur Kenntnis und ging zum täglichen Geschäft über. Gefeiert hatte man deswegen in Oberjosbach nicht.



Martha und Georg Schmack starten in ein neue Zukunft Aufnahme 1949, am Seitenschiff der im Aufbau befindlichen Oberjosbacher Kirche

Zuckerwatte und Engelshaar

von Heike Breunig-Bußmann

Eine Kindheitsbetrachtung zu dem Haus auf dem Gasberg und seinen Bewohnern.

Angeregt durch den Artikel in der Dorfzeitung Ausgabe Nr.30: Ein Haus auf dem Gasberg, stiegen in mir Kindheitserinnerungen auf, die mit diesem Haus und seinen Bewohnern verbunden sind. Es sind Erinnerungen an die Neunzehnhundertfünfziger und –sechziger Jahre. Wenn so ein altes Haus selbst erzählen könnte! Ich schrieb meine Eindrücke von damals auf. Sie sind persönlich und doch Zeitzeugen. Ich stelle sie hiermit als Ergänzung des schon Geschriebenen der Leserschaft der Dorfzeitung zur Verfügung. Mit einem Schmunzeln auf den Lippen, hoffe ich, das der Eine oder Andere sich mit mir zurückerinnern kann.

In diesem Haus lebten meine Patentante „Greti“, Margarethe Kilb mit ihrem Mann, dem Stabshanesse Walter, der Magd – dem Füchlein Renie und unglaublich viele Katzen. Andere Vierfüßler, wie der Hofhund, die Kühe und Schweine (an Pferde kann ich mich nicht erinnern) rurmorten hinter hölzernen Stalltüren. Wenn ich die Hofreite betrat, war das erste Geräusch das Rasseln der Ketten und das Gebelle des Hundes, der an einer solchen festgebunden war. Mir war ein bisschen unheimlich, denn das Gerassel erinnerte mich an den Sankt Nikolaus, der mir in jedem Jahr mit dem Rasseln seiner langen Kette, die er als Gürtel um den Bauch trug, das Fürchten lernte.

Kleine Rinnsaale von Puddel schlängelten sich über das Kopfsteinpflaster des Hofes, meist kamen sie aus dem großem Misthaufen. Auf diesem thronte der Hahn und um ihn herum sein Hühnervolk, das mit unglaublichem Eifer den Mist auseinanderscharrte. Die puddelgetränkten Strohhalme flogen durch die Luft und landeten dann meistens neben dem Misthaufen auf dem Pflaster, so dass ein glitschiger Brei aus Erdklumpen, die von dem Fuhrwerk abgefallen waren, Stroh und Puddel das Laufen zu einem Balanceakt werden ließ. Leerer Stein, bespritzter Stein, leerer Stein, leerer Stein, bespritzter Stein.....

Ein anderes dumpfes Geräusch versteckte sich hinter einer Stalltür in der Nähe der Futterküche. Meine kindliche Phantasie überschlug sich, was wohl die Tiere dahinter alles anstellten. Später erfuhr ich, daß der Bach unterirdisch durch den Bauerhof floß, und das dumpfe Dröhnen eigentlich

das Rauschen des Baches war. Manchmal stand ein großer Leiterwagen mitten im Hof und versperrte die Sicht auf die Haustür. Mehrere Paare schwarzer Gummistiefel standen bzw. lagen vor der Tür, die Sohlen verklebt mit schwerer nasser Ackererde. Der Stiefelknecht, ein Holzgerät zum Ausziehen der Stiefel, lag meist daneben. Dennoch gab es einen Stiefelknecht mit Sonderrechten. Dieser lag im Haus unter der steilen Stiege genau gegenüber der Eingangstür. Dieser war reserviert für den Hausherrn. Da Onkel Walter einen großen runden Bauch hatte, konnte er sich nicht vor der Haustür bücken und die Stiefel ausziehen. Er betrat das Haus mit Stiefeln und es war ein ehernes Gesetz, das eine der anwesenden Frauen sofort einen Küchenstuhl parat stellte auf den er sich schwerfällig fallen ließ. In dieser Haltung war es natürlich unmöglich den Stiefelknecht zu benutzen. Trotzdem wurde er „anstandshalber“ vor die Füße gestellt.

Ich sehe das Stiefelritual heute noch vor mir. Tante Greti rechts, Füchlein Renie links, eine Frau hatte inzwischen dem Stiefelknecht einen Tritt versetzt, und auf Kommando:

„Hau Ruck“ zogen beide Frauen an den Stiefeln. Onkel Walter stöhnte, erschütterte es doch seinen festen Sitz auf dem Küchenstuhl, die Stiefel lösten sich von seinen Füßen, die beiden Frauen taumelten rückwärts, die verdreckten Ackerstiefel in den Händen. Zum Glück trugen beide Frauen Kittelschürzen, Kopftücher und gestrickte Socken, genau die richtige Kluft für solch rustikale Angelegenheiten.

Dass dabei der eine oder andere Erdklumpen auf den Holzfußboden fiel, spielte keine bedeutende Rolle. Es wurde sowieso Holz hereingeschleppt um den Ofen anzuheizen. Die Küche war überladen mit Strickjacken, die stapelweise über den Stuhllehnen hingen, Schürzen, die hinter der Küchentür aufgehängt waren und auf dem Küchentisch stand immer ein offenes Marmeladenglas, meist mit Ladwersch, und mehrere abgeessene Teller. Ich fühlte mich in dieser kleinen überladenen und immer überheizten Küche wohl. Sie war die Schaltstelle der drei Frauen dieses Hauses.

An die drei Frauen und ihre Hierarchie erinnere ich mich noch sehr lebendig. In Onkel Walter sah ich eher eine Respektperson, die man in den Räumen spürt, obwohl sie nicht anwesend ist. Er war von

Statur und Wesen der Typ „Großgrundbesitzer“, harte Schale, weicher Kern.

Tante Greti, die Ehefrau von Onkel Walter, war die Nummer eins. In ihrer Eigenschaft als Bäuerin hatte sie allerdings einige ungewöhnliche Angewohnheiten. Unter vorgehaltener Hand sagte man, das komme von ihrer Mutter.

Und tatsächlich war diese Frau nicht nur eine Frau, sondern eine Dame. Von adligem Geschlecht, mit einer Turmfrisur und immer mit weißen Handschuhen gekleidet, brachte sie eine Märchenwelt in das Bauerhaus bei ihren Besuchen. Sie hatte so einen Wiener „Schmäh“, wie meine Mutter sagte.

Ich nahm an, das musste was Gutes sein, wahrscheinlich war es der rote Lippenstift, der überrot aus ihrem Gesicht leuchtete. Tatsächlich stammte sie aus Wien, geborene von Mercie, war nach dem Tode ihrer Eltern auf dem Schloß ihrer Tante aufgewachsen und später mit ihrem Mann, einem „Privatförster“, im Gegensatz zu einem Staatsbeamten, nach Ungarn gezogen. Dort betreute Herr Weber eine Grafenschaft, d.h. Waldpflege und Jagd. Durch Krieg und Wirrungen aller Art ist die Familie über die Tschechei schließlich nach Oberjosbach gelangt. Es lag ein Hauch alter Zeit, Erinnerungen an k.u.k., kaiserlich und königliche Donaumonarchie, über dieser Familie.

Meine Forsthausoma war ganz angetan von dem guten Benehmen des gräflichen Försters Herrn Weber. Statt „Guten Tag“ zu sagen wenn man sich begegnete, sagte er immer: „Kiss die Hoand, gnä Frau.“ Auch hier wurde wieder von dem Wiener Schmäh gesprochen.

Es musste wirklich eine ganz besondere Sache sein, wenn nun auch Herr Weber davon befallen war. Insgeheim wünschte ich mir, das wäre ansteckend, dann würde jeder auch bei mir von dem Wiener Schmäh reden.

- Dabei waren wir in Oberjosbach und hier sagte man: „Gude“.-

Und da die Tochter, also meine Patentante Greti, sich bei einem Faßnachtsball im Gasthaus Waldblick, beim Eckert, kurz gesagt, sich in den Landwirt Kilb verliebte, musste sich die kaisertreue, gräfliche Frau Förster Weber zu Gottes Gnaden an eine neue Zeit gewöhnen.

Tante Greti hatte eindeutig den Wiener Schmäh ihrer Mutter übernommen.

Trotz Kittelschürze und Kopftuch trug sie immer einen roten Lippenstift. Das machte

sie zu einer ungewöhnlichen Bäuerin. Sonntags zum Kirchengang war sie ganz Dame. Sie besaß mehrere Pelzmäntel und führte diese in die Kirchenbank an ihren angestammten Platz. Ich beneidete meine Patentante glühend um diese Pelze, rankten sich doch legendäre Geschichten um sie. Von selbst geschossen bis über: „Herr Weber (Ihr Vater) hat Bären geschossen, der hat seiner Tochter auch den Mantel geschossen“.

Manch hämischer Blick der Damenwelt folgte, züchtete zu der Zeit Herr Weber und die Familie Eckert Chinchillas in kleinen Käfigen. Und diese verwandelten sich bekanntlich nach ihrem Tod in Pelzmäntel. Aber das Beste war, das Tante Greti Handschuhe trug, die so zart waren, dass sie sich ganz eng an die Finger schmiegen und über diesen Handschuhen trug sie Fingerringe. Fingerringe mit „Grandeln“, wie meine Mutter sagte. Das seien die Zähne vom Hirsch. „Stimmt“, dachte ich, „aber warum hat sie sich einen faulen Zahn ausgesucht? Die Grandeln sind vorne ja ganz braun.“

Mein Gott, was für eine Frau! Trägt einen selbstgeschossenen Bärenpelz und Goldringe mit Hirschkäuzen! Und so elegant und exklusiv als wären wir in Paris.

Füchslin Tante Renie war im Hause Kilb die Nummer zwei. Sie hieß Füchslin, weil sie rote Haare hatte und mit richtigem Namen Renate. Im Freundeskreis meiner

Eltern war mein Vater zuständig für die Verteilung von Utznamen. Er war es, der ihr den Namen „Füchslin“ gab. Ich fand, das klang so männlich und insgeheim nannte ich sie das Füchslin. Jahrelang dachte ich tatsächlich, dass sie als Magd auf dem Bauernhof arbeiten würde. Ich kannte sie nur als emsige Ameise, immer beschäftigt, immer in Trab. Kopftuch, Kittelschürze, Wollsocken und Gummistiefel. Auf dem Heuwagen, auf dem Traktor, auf dem Acker, im Stall, in der Küche. Hier braute sie einen starken Kaffee und rauchte ihre Zigarette dazu. In diesen genussvollen Pausen wurde viel „gehebbelt“ (geschwätzt) und gelacht. Beim Lachen sprangen ihre lustigen Sommersprossen im Gesicht umher, so als wollten sie vor Übermut herunterfallen.

Und dann eines Abends sah ich sie den Gasberg heraufkommen in einem beige-farbenen Kostüm, Stöckelschuhe und einer Handtasche am Arm. Sie hatte sich die Haare fein gemacht, hoch gesteckt mit einem Kamm. Wo um alles in der Welt war denn Füchslin gewesen?

So erfuhr ich, daß Tante Renie bei der Bahn in Frankfurt auf dem Büro arbeitete. „Sie macht Hollerit!“ Ah, Hollerit...???“Ja, sie macht Löcher in Karten, die dann in Maschinen kommen.“

Das war also ihr zweites Leben. Im ersten Leben war sie Magd auf dem Bauernhof und im zweiten Leben machte sie Löcher

in Karten. Und das jeden Tag. So erfreute sich Füchslin an einem ausgeprochen abwechslungsreichen Leben.

Heute weiß ich, dass Holleritmaschinen die Vorläufer der Computer waren.

Die Informationen wurden auf Lochkarten übertragen und diese in die Maschine gefüttert. Heute wäre das eine Art von Arbeit an Computersoftware.

In diesem Büro hatte Füchslin seinerzeit Tante Greti kennengelernt, denn die arbeitete auch am Hollerit. Die beiden wurden Freundinnen. Und wie das Leben so spielt und wo die Liebe dann hinfällt, in diesem Fall nach Oberjosbach, zogen beide auf den Gasberg.

Die dritte Frau im Bunde kam erst einige Jahre später in die Hofreite. Sie kam als Teenager und hieß Maria. Sie war die Nichte von Walter Kilb. Beheimatet war sie ursprünglich auf dem Hof Häusel. Beide Eltern waren verstorben und so nahm der Bruder des Vaters Maria bei sich auf. Maria trug Pedicoat, Stöckelschuhe und Rippenpullover, manchmal wechselte sie zu einer engen Twisthose mit Steg, Pepitamuster, schwarz – weiß, und engem Rolli. Sie trug eine wunderschöne Frisur, nämlich blonde, toupierte Haare mit Sechsern.

Seit Ihrem Einzug bekam das Haus eine etwas andere Gesellschaft zu Besuch. Junge Männer, „die ihr schöne Augen machten“, nahmen auf den Küchenstüh-



Ehemaliges Haus Kilb am Gasberg

len Platz. Noch mehr Zigarettenrauch stieg in die Luft und noch mehr selbstgebrannter Obstler kreiste über den Tisch. An solchen Abenden war die Stimmung im Hause Kilb ausgelassen und manchmal packte die Gesellschaft der Übermut. „Brettchen schieben“ und „Tische rücken“ zur Geisterstunde war die Wahl. Die armen Geister! Auf was für einen Quatsch sie alles antworten mussten. Die Hauptfragen waren: „Wer heiratet wen? Wieviel Kinder kommen zur Welt? usw.“ Alle lachten sich über die Antworten kaputt und die Geister drehten durch. Das Brettchen schlingerte übers Papier und hinterließ nur noch eiereckige Kreise.

Es kam eine Zeit, in der meine Patentante Greti ständig das Bett hüten musste. Ihr war übel und sie war blaß. Die „Krankheit“ dauerte ziemlich lange und Frau Weber sah jeden Tag im Bauernhof nach dem Rechten. Viel konnte sie hier nicht ausrichten, aber sie stand ihrer Tochter bei. Eines Tages nahm mich meine Mutter an die Hand und sagte: „Der Storch hat Tante Greti ins Bein gebissen. Sie hat jetzt ein Baby, ein Bub.“

Freudig liefen wir zum Gasberg um das Kindchen anzuschauen. Mir war nicht so ganz wohl dabei. Ob der Storch denn weg war oder ob er mir vielleicht auch ins Bein beißen würde?

Gott sei dank, der Storch war schon fort als wir durch die Haustür schritten. Wir durften „im Anbau“ Platz nehmen, hier war jetzt ein Wohnzimmer eingerichtet worden. Auch hier war wieder diese unglaubliche Hitze, das Kind durfte nicht frieren. Vor lauter Paradekissen mit Spitzen und Schleifen, alles in hellblau, sah ich kaum den Bub. Er steckte in einer „Ausgehäckelgarnitur“, Muschelmuster, wie meine Mutter fachfraulich feststellte.

Die Nachbarin, die Fäustin, war da. Sie gehörte fast schon zur Einrichtung des Hauses Kilb.

So sprach Tante Greti auch fortwährend von ihr, eigentlich hieß sie Frau Faust, aber ich nehme an, sie wusste Bescheid, dass sie die Fäustin war. Eine Respektperson, die mit Rat und Tat bei Problemen jeder Art zur Hand ging. Das Kilbsche Haus hatte immer eine offene Haustür und ich erinnere mich, dass schon morgens zum Frühstück die ersten Besucher kamen. Oft waren es die Nachbarsfrauen, die in aller Frühe festgestellt hatten, dass ihnen das Ein oder Andere für ihr Mittagsmahl fehlte. So wurden Eier getauscht, Zucker ausgeliehen oder die neuesten Handarbeiten vorgeführt. Auch Obenlands Schuhmode war öfters Gesprächsthema. Aber an diesem Nachmittag stand der kleine „Bubi“, wie ihn die stolze Oma We-

ber nannte, im Mittelpunkt. Der kleine Walter jun. wurde umsorgt und verwöhnt, die ganze Nachbarschaft beteiligte sich an der Erziehung des Kindes. Man kann ja nicht früh genug damit anfangen, wie die erfahrenen Mütter meinten. Der Kleine ersoff fast in den riesigen Kissen. Ein Stubenwagen war hergerichtet worden. Eine Wäschemahn, innen ausgeschlagen mit Stoff, ein Baldachin darübergehängt, ein Fahrgestell aus Holz untergeschraubt und schon war die Staatskarosse fertig. In diesem Fall war alles so wunderbar, so romantisch hergerichtet worden, wie für einen kleinen Prinzen.

Sogar der Anbau kam zu Glanz, das Wohnzimmer war für lange Zeit das Kinderzimmer gewesen.

Irgendwann war dann das Wohnzimmer auch wieder Wohnzimmer. Aber zu einer ganz besonderen Zeit im Jahr, nämlich der Weihnachtszeit, erlebte dieses Zimmer einen Zauber, der alle Besucher in seinen Bann zog.

Am 2. Weihnachtstag sind meine Mutter und ich spät nachmittags zur Patentante gegangen, natürlich um zu sehen, was das Christkind für mich abgeben hatte. In manchen Jahren war der Gasberg zu dieser Jahreszeit recht schlüpfrig. Gefrorene Puddel auf Kopfsteinpflaster konnte das Laufen erschweren, also sind wir hintenrum vom „Pädelje“ aus durch die Scheune in den Hof geschlüpft. Gedämpftes Licht schimmerte durch das Wohnzimmerfenster auf das dunkle Pflaster. Das bekannte Kettengerassel begrüßte uns, die Tiere waren schon gefüttert und standen friedlich in ihren Ställen. Ohne Hofbeleuchtung tasteten wir uns Richtung Haustür.

Endlich im Warmen angekommen, zogen wir die Wintermäntel aus, die auf die bekannten Strichjackenhaufen geschichtet wurden. Dann endlich, endlich konnten wir das Weihnachtszimmer betreten.

Mir stockte der Atem.

Vor den Fenstern hingen weiße Wolken- gardinen und in einer Ecke stand ein roter Divan. Das war keine Couch wie bei gewöhnlichen Leuten, das war ein roter Samtdivan. Das war ein Divan wie aus einem Salon von Kaiserin Elisabeth aus Österreich. Er hatte diesen typischen Buckel und er hatte Kissen mit Bommeln und Quasten. Ein Divan! Wieder war da der Wiener Schmah, nur Leute mit diesem Schmah konnten einen Divan haben! Aus rotem Samt!

Und dann, neben dem Divan stand Er.

Er, der schönste, der größte, der glanzvollste, der allertollste Weihnachtsbaum der Welt.

Seine Zweige bogen sich bis zum Boden. Über und Über mit Engelshaar bedeckt,

Silberlametta an den Ästen, große rote Kugeln, kleine bunte Vögelchen auf den Zweigen, Glöckchen, Kerzen und eine silberne Christbaumspitze. Aber die Sensation waren die daumendicken selbstgebackenen Plätzchen, die an Fäden aufgehängt zwischen all dem Klimbim hingen. Diese Plätzchen waren doppelstöckig oder sogar 3fach gestockt. Die Zwischenräume waren mit roter Marmelade gefüllt, alles war mit Puderzucker überstreut. Und hier und da, wo noch ein bisschen Platz auf den Tannenzweigen geblieben war, da prangte auch noch Zuckerwatte. Ein Weihnachtsbaum aus dem Schlaraffenland, ein Weihnachtsbaum zum Essen.

Und unter all dieser Pracht stand das Krippchen mit dem Jesuskind. Ich fand das sehr gewagt, stellte ich mir vor, die Schafe und Kühe, ja sogar einige Kamele, die die Hirten bei sich hatten, würden nachts die Plätzchen anfressen. Ob der heilige Josef und die Maria dieser süßen Verführung widerstehen konnten? Sie standen unter einem Strohdach, darüber ein Stern, der Rest des Himmels regnete die doppelstöckigen Plätzchen.

Der zimtige Geruch der Leckereien durchzog den Raum. Kaum zu fassen, es gab noch eine zweite Sensation. Ein selbstgebackenes Lebkuchenhaus! Ein richtiges „Knusperhaus“!

Es sah fast so aus, wie das Haus, in dem wir uns befanden. Damit es nicht so schnell austrocknet, stand es auf der Fensterbank. Aus dem Schornstein stieg Zuckerwattenrauch empor. Das Dach war verschneit und um das Häuschen war ein Zaun gezogen. Fehlte nur das Täubchen und die Katze, denn für mich stand eindeutig fest, hier wohnten Hänsel und Gretel.

Ich durfte auf dem Divan Platz nehmen, ließ die Beine baumeln und während die Erwachsenen das „Brocksel“ aßen, bzw. tranken, begann ich zu träumen:

Ich war eine Prinzessin und saß auf einem roten Samtthron. Ich hatte endlich den Wiener Schmah, hatte selbstgeschosene Pelzmäntel, besaß Juwelen vom Hirsch, hatte Stöckelschuhe und Hollerit, hatte Tiere, die sprechen konnten, einen Klapperstorch, der nicht biß und einen Hausgeist, der jetzt schon wusste, wen ich heiraten würde.

Ich wohnte in einem Lebkuchenknusperhaus und dieses stand auf einem Berg, dem Gasberg. Der Berg war hoch und auf dem Gipfel stand ein Wegweiser: Zum Schlaraffenland, - zu Engelshaar und Zuckerwatte.

* * *

„Uns schickt der Himmel“

Bericht vom 72-Stunden-Projekt des BDKJ

Von Isolde Felzer und Maria Friedrich

Im Mai diesen Jahres konnten man bei HR3 und anderen Rundfunksendern verfolgen, dass ständig auf eine bundesweite Aktion des **Bund der Katholischen Jugend** hingewiesen wurde: 72-Stunden - „Uns schickt der Himmel“

Auch eine Gruppe aus Oberjosbach und Niedernhausen nahm daran teil. Etwa 35 Kinder und Jugendliche, Messdiener/innen und Firmlinge aus den Pfarreien St. Michael Oberjosbach und Maria Königin Niedernhausen stellten sich in den Dienst der guten Sache. Dazu halfen 9 erwachsene Betreuer mit.

Am 7. Mai 2009 um 17.07 Uhr wurde der Gruppe von Bürgermeister Döring ein Briefumschlag mit der Aufgabe überreicht: In der Gemeinde *St. Michael Wiesbaden* an einem Steilhang hinter der Kirche ein Blumenbeet in Terrassenform anlegen. Und das bis Sonntag 10. Mai 2009 17.07 Uhr spätestens musste es fertig sein!

Diese Aufgabe warf viele Fragen auf. Zuerst wurde der Steilhang vor Ort besichtigt. Der Steilhang war ca. 14 m lang und 6 m breit, komplett mit Efeu und Wurzelwerk zugewachsen. Der Boden bestand aus Überresten aus dem Zweiten Weltkrieg, Erde war nicht viel vorhanden. Für den Blumenschmuck in der Kirche sollte nun hier ein Beet entstehen. Mit

vielen Fragezeichen im Kopf fuhren die „Besichtigungsgruppe“ nach Hause.

Freitags wurde das Efeu und alles was sonst noch gefunden wurde (Sense, Flaschen, Bretter, Wurzelstock) von dem Hang entfernt. In der Zwischenzeit versuchten die erwachsenen Begleiter Material zu organisieren. Dies erwies sich als sehr schwierig. Wichtige Hilfe erhielten wir durch Gewerbetreibende aus Niedernhausen und besonders aus Oberjosbach. Udo Podmelle und Rolf Beck standen Freitagmorgen spontan mit Rat und Tat zur Seite und besuchten uns in Wiesbaden. Josef Hampl übernahm den notwendigen Holztransport aus Niederseelbach. Viele unterstützten uns mit Blumen, Erde, Geld, Essen und Getränken. Alles musste von der Gruppe organisiert werden. Übernachtet wurde im Pfarrheim in Niedernhausen.

Ein geflügeltes Wort in dieser Zeit war „Gehen wir wieder betteln!“. Die Kinder waren darin sehr begabt. In der Umgebung der Wiesbadener Gemeinde bettelten sie um vieles: Geld, Schubkarren, Blumen. Am Ende haben wir alles zusammen bekommen. Holz, Mutterboden, Schrauben, Beton-Estrich, Transportmittel, Blumen und vieles mehr.

Am Samstagabend waren alle Holzpfos-

ten gesetzt, 6 Kubikmeter Mutterboden vom Pfarrhof auf den Steilhang umgeschichtet und alles für Sonntag organisiert. Die Gruppe war fix und fertig aber schon sehr zuversichtlich.

Sonntag, der letzte Tag, war geprägt davon, die Terrassenform fertig zu stellen und die Blumen, Zwiebeln und Stauden einzupflanzen. Um 15.07 Uhr war es dann geschafft. Der Auftrag war erledigt: Das Blumenbeet in Terrassenform war angelegt. Müde und geschafft, aber sehr glücklich schauten alle auf ihr Werk.

Jedoch ohne die zahlreiche Unterstützung aus den Gemeinden in Niedernhausen und Oberjosbach hätten wir es nicht geschafft!

In den 72 Stunden haben alle viel gelernt. Man kann etwas schaffen, wenn alle zusammen arbeiten. Jeder, auch noch so klein, konnte helfen. Viele wuchsen über sich hinaus. Schafften es schwere Schubkarren zu fahren und sie den Hang hinauf zu wuchten. Und wo die Kraft fehlte, griffen andere Hände zu. Gemeinsam sind wir stark – das war unmittelbar spürbar geworden.

Zum Abschluss des 72-Stunden-Projekts besuchte die Gruppe den Abschlussgottesdienst mit Bischof Franz-Peter Tebartz van Elst in der Jugendkirche Kanaa in Wiesbaden.



GUSSBÄJER SPEISEKÄRTJE



Allgemein

Schnittlauch (*Allium schoenoprasum*), auch Schnitt-Lauch, Graslauch, genannt, ist eine Pflanzenart aus der Familie der Lauchgewächse (*Alliaceae*).

Schnittlauch ist eine ausdauernde krautige Pflanze, die Wuchshöhe erreicht bis 50 cm. Aus einer dünnhäutigen Zwiebel, die einen Durchmesser bis 1 cm aufweist, treiben ein bis zwei grüne Laubblätter heraus. Die Vermehrung erfolgt oft unterirdisch durch Tochterzwiebeln. Der Schnittlauch benötigt an seinen Standorten lockere, nährstoffreiche und feuchte Böden und kommt in fast alle Regionen Europas, Asiens und Amerika vor. .

Schnittlauch Dipp

3 EL Majonaisse
3 EL Quark
1 TL Senf mittelscharf
1 Prise Salz 1 Prise Zucker
Schnittlauch, gehackter, nach Geschmack

Alle Zutaten zusammenmischen. Wenn der Senf schärfer ist, nimmt etwas mehr Zucker. Es sollte nicht zu intensiv nach Senf schmecken. Gerne erst etwas durchziehen lassen aber in der Not schmeckt er auch so sehr lecker!

Passt super gut zu Rohkost (besonders Möhren und Gurken), Brot, Fondue etc..

Inhaltsstoffe

Schnittlauch enthält Vitamin C (bis zu 70 mg von 100 g Frischmasse) sowie relativ viel Vitamin A. Der Geschmack entsteht durch die glycosidisch gebundenen Lauchöle wie Dipropyldisulfid, Methylpentylsulfid, Pentylhydrosulfid und cis-/trans-3,5-Diethyl-1,2,4-Trithiolan.

Das Schnittlauch Gewürzpflanze Nr.1

Das Schnittlauch ist wohl die beliebteste Gewürzpflanze in den Oberjosbacher Küchen. Ich meine die am häufigsten verwendete. Leicht kann man es im Hausgarten, im Blumenkübel für den Verbrauch auf Vorrat halten. Neuerdings gibt es es auch frisch im Supermarkt in Töpfen. Ruck - Zuck ist ein passendes Bündel geschnitten für den frischen Salat, das Abschmecken der Suppe wird schnell noch mit der Schnittlaucheinlage verbessert. Schnittlauch wächst auch wild in der Oberjosbacher Gemarkung. Im Frühjahr habe ich wieder mal einen neuen Platz entdeckt. (Ich schweige darüber wo er liegt.) Ein paar Zwiebel habe ich dann für die Nachzucht mit nach Hause genommen und eingepflanzt. Die Stängel sind dünner und kürzer, aber das Aroma ist wesentlich intensiver wie bei den Zucht- und Topfsorten. Nachteil er kommt ab Januar schon mit Spitzen aus der Erde und ist im Mai verschwunden.



Blühendes Schnittlauch

Anbau

Kommerziell wird Schnittlauch als Würzkraut meist in Gewächshäusern, selten auch in Feldkultur angebaut, im kommerziellen Anbau sind heutzutage vor allem die Sorten 'Dominant', 'Kirdo', 'Fitlau', 'Wilan' und 'Polyvert' verbreitet. Für 1991 wurde die Anbaufläche in Deutschland auf rund 390 Hektar geschätzt, Die langen Blätter werden tief abgeschnitten und treiben das ganze Jahr über nach, beim kommerziellen Anbau wird im ersten Jahr einmal, später drei- bis fünfmal geerntet.

Nutzung

Schnittlauch ist seit dem frühen Mittelalter in Kultur, es gibt zahlreiche Sorten, diese sind in Bezug auf Wuchshöhe und Blattdicke sehr unterschiedlich. Es gibt auch weißblühende Formen. Schnittlauch wird frisch oder tiefgefroren verwendet und ist Bestandteil der französischen Küche. Als Küchengewürz geerntet werden nur die oberirdischen Röhrenblätter. Ein Gebrauch als Heilpflanze ist nicht bekannt.

Schnittlauchquark

250 g Quark, Magerstufe
1 Bund Schnittlauch, klein geschnitten
150 g saure Sahne
Salz und Pfeffer

Quark mit saurer Sahne verrühren und mit Salz und Pfeffer würzen. Schnittlauch unterheben.

(Evtl. eine zerdrückte Knoblauchzehe begeben.)



Schnittlauchblüte

Das Schwarze Brett

Termine 2009

Vereine Oberjosbach

Datum	Veranstalter	Veranstaltung
29.08.2009	F. St. Michael OJB	Konzert
05.09.2009	FV 800 JO	Pfaffenpfadwanderung
06.09.2009	F. St. Michael OJB	Sommerfest
12.09.2009	TFO	Kleinkunst
13.09.2009	FV 800 JO	Tag des offenen Dorfes
20.09.2009	Apfeltag Oberjosbach	Dtsch. Pomologenverein
10.10.-12.10.2009	KGV	Kerb in Oberjosbach
18.10.2009	CDU	Geotag
11.11.2009	PGR/Kiga	Martinszug
14.11.2009	TFO	Theater Aufführung
15.11.2009		Volkstrauertag, Gedenkstunde
21.+22.11.2009	TFO	Theater Aufführung
13.12.2009	VRO	Adventsmarkt
23.01.2010	F. St. Michael OJB	Konzert FV St. Michael
13.02.2010	VRO	Fassenacht Vereinsring
14.02.2010	VRO	Kinderfassenacht

Ferien + Märkte

12.10. - 24.10.2009	Herbstferien	
21.12. - 09.01 2010	Winterferien	
27.08.2009	Alteburger Markt III	Heftrich
06. - 10.11. 2009	Hochheimer Markt	Hochheim
28. + 29.11.2009	Weihnachtsmarkt	Niedernhausen

Ortsbeirat Oberjosbach

03.09.2009	20.00 h	Altes Rathaus
14.10.2009	20.00 h	Altes Rathaus
18.11.2009	20.00 h	Altes Rathaus

Streuobst Pflanzaktion auch 2009

Der Förderverein 800 Jahre Oberjosbach e.V. organisiert auch 2009 wieder eine kostenlose Apfelbaumpflanzung. Die Voraussetzungen sind: Grundstück im Außenortsbereich, Hochstamm (Kronenhöhe Ansatz 1,8 m), Pflanzabstände: Baum zu Baum: 10 m, Baum zur Grenze: 5 m. Keine lebende Bäume dürfen ausgehauen werden. Bei abgängigen Bäumen können die Mindestabstände unterschritten werden (Späterer Ersatz), Angabe: Flur/Flurstück, Anzahl und Sorte der Bäume. Pflegeerklärung, Unterschrift, Geliefert werden Streuobstbäume mit Stab, Seil, Beißschutz, Wühlmausschutz.

Anmeldung, Informationen bei:
 Förderverein 800 Jahre Oberjosbach e.V.
 Wulf Schneider
 T: 06127 967466
 F: 06127 967465
 E-Mail: wulf.schneider@t-online.de



Faszination Boulen., Auch hier hat es die Gussbächer gepackt. Info zum Boul bei Alois Ernst, Jahnstraße 10,

Mehr Termine und immer aktuell:
www.vro.oberjosbach-taunus.de

Gussbäjer Backes Termine

Termine	Regelverkauf	Freier Verkauf
04.09.09	x	
19.09.09		Blechkuchen möglich
02.10.09	x	
09.10.09	x	
02.11.09	x	
12.12.09		x

DAS BILDUNGSZENTRUM OBERJOSBACH

von Patricia Goldstein-Egger (Dorfschreiberin v. Oberjosbach)

Hoch am Waldrand von Oberjosbach, unterhalb des Buchwaldkopfes liegt ein großer Gebäudekomplex der die beste Sicht über Oberjosbach hat, bis weit in die Rhein-Main-Ebene: Das **Bildungszentrum Oberjosbach** (BZO).

Seit über 30 Jahren beschäftigt sich das BZO mit der Aus- und Weiterbildung von Arbeitnehmervertretern aus dem Ernährungs- und Gastgewerbe. In dieser Zeit

wurde das Zentrum, der wachsenden Nachfrage entsprechend, immer wieder erweitert und modernisiert. Das BZO verfügt über ca. 30 Arbeitsplätze und heute kommen im Durchschnitt pro Jahr 5000 Tagungsgäste zu ca. 300 mehrtägigen Seminaren. Es ist zurzeit das einzige derartige Bildungszentrum im Untertaunus.

Das BZO versteht sich als Schulungs- und

Beratungszentrum – aber auch als Ort des kollegialen, betriebsübergreifenden Austauschs für Betriebsräte und ihre Gremien. Die angebotenen Seminare richten sich immer an der konkreten Praxis in den Betrieben aus.

Die Geschichte des Bildungszentrums

Im Oktober 1912 hat der „Verband Deutscher Handlungsgehilfen“ zu Leipzig erste Verhandlungen mit der Gemeindeverwal-



tung Oberjosbach geführt über Bohrversuche auf einem Gelände der Gemeinde, welches als „Wiese“ bezeichnet wurde und ca. 10.000 qm umfasste. Diese ersten Verhandlungen führten letztendlich dazu, dass am 21. Mai 1914 der Grundstein für ein „Tanus-Erholungsheim“ in feierlicher Weise gelegt wurde. In der Oberjosbacher Chronik heißt es dazu: *„Der damalige Bürgermeister, Peter Haupt, die hiesige Gemeindevertretung, Festjungfrauen und Festreiter empfingen die Vereine und Mitglieder des Verbandes in Niedernhausen. Mit Böllerschüssen und unter Vorantritt der Kapelle des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr.88 bewegte sich ein stattlicher Festzug nach Oberjosbach. Am Eingang des Dorfes, das festlich geschmückt war, hatten die Schulkinder Aufstellung genommen und begrüßten die Festteilnehmer mit einem Gedicht. Dann zog man zum Festplatz, wo das Heim errichtet werden sollte. ... Der Vorsitzende des Stiftungsausschusses Ehrlich führte nach Verlesung der Grundsteinurkunde die ersten Hammerschläge aus... Nachmittags fand auf dem Festplatz ein großes Waldfest mit Konzert und Tanz statt.“*(1)

Krieg und Nationalsozialismus

Das Gebäude wurde aufgrund des Kriegsausbruchs des 1. Weltkrieges nie fertig gestellt und blieb danach als Bauruine in Oberjosbach am Waldrand viele Jahre stehen. Der damalige Bürgermeister bemühte sich darum bei dem „Verband Dt. Handlungsgehilfen“ um einen Rückkauf des Geländes, erhielt jedoch keine positive Antwort darauf.

Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten gab es die sog. Gleichschaltung aller Gewerkschaften und ähnlicher Arbeitervertretungen in die „Deutsche Arbeiterfront“ (DAF). Dabei gingen sämtliche Vermögenswerte der Gewerkschaften und Arbeitervertretungen an die Vermögensverwaltung der DAF entschädigungslos über. Die Vermögensverwaltung der DAF wiederum setzte alle nicht unmittelbar brauchbaren Vermögenswerte in direktes Kapital um. Damit kam es im Februar 1940 zum „Rückkauf“ des der gesamten Grundstücksteile an die Gemeinde Oberjosbach zum Preis von 1872,- RM.

Wiedergutmachung und internationale Jugendcamps

Unmittelbar nach Kriegsende, noch zu Zeiten der Militärregierung, stellte der

damals „Freie Gewerkschaftsbund Hessen“ als legitimierte Nachfolgeorganisation früherer Gewerkschaften und Angestelltenverbände einen Rückerstattungsantrag der Grundstücke von Oberjosbach. Nach einer gerichtlichen Auseinandersetzung entschied die Wiedergutmachungskammer des Landgericht Wiesbaden im August 1950 zugunsten des „Freien Gewerkschaftsbundes Hessen“, der damit das Grundstück in Oberjosbach wieder sein eigen nennen durfte.

Inzwischen war von den Mauern und Kellergewölben des begonnen Hausbaus von 1914 kaum noch etwas übriggeblieben. Die Bevölkerung von Oberjosbach hatte in Eigeninitiative die Steine abgetragen und zum Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Kirche und ihres Kirchturmes verwandt.

Für die Zeit nach 1950 liegen zur Nutzung des Grundstücks keine genauen Quellen vor, bis auf die mündlichen Berichte Einheimischer und Besucher des damaligen Jugendcamps, das von der Gewerkschaft organisiert wurde.

Eine heute in Oberjosbach verheiratete und hier lebende Französin berichtet, wie sie in den 60er Jahren zu einem solchen Jugendcamp nach Oberjosbach kam und was sie hier erlebte:

„Über die Gewerkschaft „Force Ouvrière“ bemühte sich meine Mutter um einen Platz im Jugendcamp Oberjosbach... Wir fuhren mit der Bahn nach Niedernhausen, zwischen Frankfurt und Niedernhausen sogar in einem Zug, der noch von einer Dampflokomotive gezogen wurde. Das Jugendcamp gefiel mir auf Anhieb: Im Grünen, am Waldrand. Lediglich das Gemeinschaftsgebäude war sichtbar, die Gäste waren in im Wald verstreuten Hauszelten untergebracht... Geplant war für die Gäste aus vielen Ländern eine Aufenthaltsdauer von zwei Wochen. Ich aber blieb vier Wochen mit anderen Franzosen, die ebenfalls noch lange Schulferien hatten. Viele Nationen waren vertreten: An Holländer, Belgier, Luxemburger, Italiener, Österreicher, Franzosen und natürlich Deutsche kann ich mich gut erinnern. Aber einmal gab es sogar Afrikaner mit einem Turban auf dem Kopf... Die Höhepunkte waren die wöchentlichen Busausflüge, einmal nach Rüdesheim zu Asbach-Uralt und einmal nach Frankfurt mit Besichtigung der Moha-Werke oder der Bindig-Brauerei...“(3)

Gründung des BZO

Am 12. Januar 1977 eröffnete der damalige Bundesvorsitzende der „Industriegewerkschaft Nahrung, Genuss und Gaststätten“, Herbert Stadelmaier, das Bildungszentrum. Zu den Aufgaben des heutigen BZO gehört neben unternehmensbezogenen Seminaren aus dem Nahrungs- und Genussmittelbereich und der Hotel- und Großgastronomie auch die wissenschaftliche Forschung über sozioökonomische, arbeitsphysiologische oder beschäftigungspolitische Probleme. Die Seminarangebote richten sich an Aufsichtsratsmitglieder, Führungskräfte, Betriebsräte, ehren- und hauptamtliche Gewerkschaftsmitglieder und weitere Interessenten. Das Angebot an internationalen Seminaren wurde erweitert, vorrangig Seminare für Interessenten aus den EU-Ländern. Verstärkt werden aber auch Seminare für politische Gruppen aus osteuropäischen Ländern abgehalten. Es ist zu hoffen, dass die Arbeit des Bildungszentrums Oberjosbach noch lange bestehen bleibt.

Quellen: (1)+(3)

Geschichte und Geschichten, Oberjosbacher Chronik von 1196 – 1996, Hg. Förderverein 800 Jahre Oberjosbach e.V., 1996

(2) Amtsgericht Idstein, Grundbuchblatt Bd. 1 Blatt Nr.15 vom 13. März 1940

Gussbacher Sprüch!

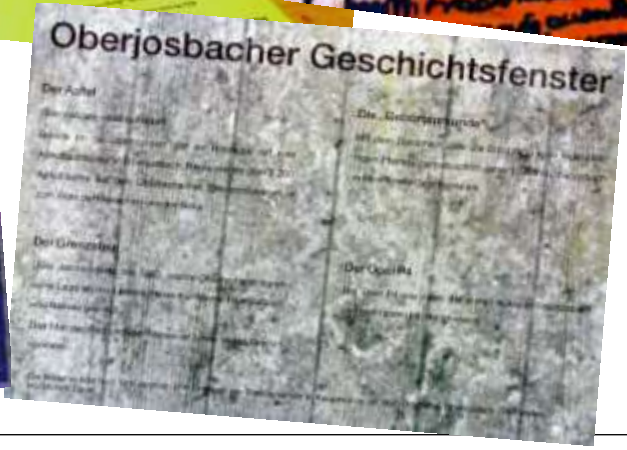
*Gut gefrühstickt spürt
mer de ganze Tag,
gut geschlacht des ganze
Jahr,
gut gefreit des ganze
Lebe!*

☆☆

*Bleib hinne von de Gäul,
unn vorne
von de Weibslaut!*

☆☆

*E jung Frah und aale
Mann, wor noch nie
e gut Gespann!*



Herausgeber: Förderverein - 800 Jahre Oberjosbach
 Vorsitzender: Manfred Racky, Finkenweg 17, Tel: 2852, - Stellv. Vorsitzender: Wulf Schneider, Bohnheck 5, Tel. 2931 - „Geldzählerin“/
 Kassiererin: Colette Meurer, Weidenstr. 17B, Tel: 5161, - „Dorfschreiberin“/Schriftführer: Patricia Goldstein - Egger, Fasanenweg 1A, Tel: 98534
Redaktionsmitglieder: Manfred Racky, Wulf Schneider, Patricia Goldstein - Egger, Johannes Schoch, Regina Schmack, Holger Stricker, Klaus
 Ertner, **Layout / Schlussredaktion:** Wulf Schneider, **Druckerei:** Offset-Druck Grunwald, Untergasse 2, 65527 Oberjosbach.
Homepage: www.oberjosbach-taunus.de, e-Mail: info@oberjosbach-taunus.de